

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
<b>Herausgeber:</b>	Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
<b>Band:</b>	20 (1944-1945)
<b>Heft:</b>	15
 <b>Artikel:</b>	Feuer um die Ajoie
<b>Autor:</b>	[s.n.]
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-708598">https://doi.org/10.5169/seals-708598</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Ansprache des Waffenchiefs der Leichten Truppen anlässlich der Vereidigung einer Rekrutenschule

Im August seid Ihr als begeisterte Staatsbürger zur Rekrutenschule eingetrückt. Nach mehrwöchiger, sorgfältiger Einzelausbildung habt Ihr anlässlich der Detail-Inspektionen den Beweis dafür erbracht, daß Ihr die Gründe wahren Soldatentums zum mindesten erfaßt habt. Ihr würdet in der Folge nicht mehr als Rekrut, sondern als Dragoner, als Radfahrer, als Mitrailleur oder Kanonier angesprochen.

Seit 14 Tagen obliegt Ihr nun felddienstlicher Ausbildung. Nicht nur haben die feldmäßigen Unterkünfte Euch eine erste Ahnung vermittelt vom praktischen Truppendiffert, auch die Witterungsverhältnisse haben Euch den Dienst von einer etwas andern Seite erscheinen lassen. Wenige Wochen noch und Ihr sollt als fertig ausgebildete Wehrmänner in Eure Kontingenzeinheiten eingereiht werden. Für alle, für die Dragoner im besonderen, besteht die Wahrscheinlichkeit, daß sie schon sehr bald mit den Einheiten zum ersten Aktivdienst einrücken müssen. Alle sollt Ihr dann wissen, was es heißt, **Soldat zu sein**. Ich habe Euch darum heute auch versammelt, um im Hinblick auf Eure Soldatenpflicht das Versprechen zu unverbrüchlicher Treue gegenüber der Fahne und gegenüber dem Vaterlande abzunehmen.

Seit Wochen bemühen sich Vorgesetzte aller Grade, Euch zu Soldaten zu erziehen; seit Wochen wird Euch gezeigt, daß wahres Soldatentum in der Pflichterfüllung besteht, nicht Pflichterfüllung unter dem Drucke von Strafandrohung, auch nicht unter Verheißung besonderer materieller Belohnung, sondern ganz einfach aus der Erkenntnis, daß das so sein muß, wenn unsere Heimat in dem gegenwärtigen Weltenbrand nicht untergehen will.

Off habt Ihr es als lästig empfunden, daß Ihr Euch nicht den im bürgerlichen Leben selbstverständlich erscheinenden persönlichen Freiheiten hingeben konntet. Mehr als einmal, namentlich in den letzten Tagen, mag sich der eine oder der andere gefragt haben, wozu alle diese Anstrengungen dienen sol-

len, wo man doch viel angenehmer und ohne persönliche Anstrengung in den Tag hinein leben könnte.

Nie deutlicher als in den gegenwärtigen Zeiten muß es aber auch dem letzten zur Erkenntnis gekommen sein, daß all dieses Mühen und Sorgen unserer Heimat gilt.

Vor Eurem Blicke habt Ihr nur einen kleinen Ausschnitt aus dieser unserer Heimat; dazu ist sie zum Teil — für viele viel zu früh — schon in das winterliche Kleid gehüllt, um neue Kräfte zu sammeln für das nächste Jahr, das für viele und vieles ein Schicksalsjahr werden wird.

Haltet Euch in Gedanken Euere engeren Heimat vor Augen, denkt an all das, was Ihr trotz angeblichen Mühen und Sorgen ihr verdankt. Haltet Euch einen Moment nur das Los der Zehntausende von Internierten und Flüchtlingen vor Augen, die ohne eigenes Verschulden aus ihrer Heimat vertrieben worden sind, nur das nackte Leben haben retten können, im Schutt und den Trümmern ihres Dorfes, ihrer Stadt, ihre allernächsten Angehörigen, all ihr irdisches Gut haben zurücklassen müssen, die seit 5½ Jahren z. T. von der immer schwerer lastenden Sorge um die Zukunft ihrer Heimat bedrückt werden.

Um unsere Heimat vor diesem Schicksal zu bewahren, bringt das Schweizervolk seit Jahren diese großen ideellen und materiellen Opfer.

Ich bin überzeugt davon, daß — angesichts der Ereignisse an den Kampffronten, insbesondere in der unmittelbaren Nähe unseres Landes — viele der Ansicht sind, daß der Krieg jetzt sowieso bald vorüber sei, daß dabei die Wahrscheinlichkeit, daß wir auch noch miteinbezogen werden, immer geringer werde und daß man demzufolge nun, ohne gerade zum Landesverräter zu werden, die militärischen Aufwendungen ruhig um beträchtliches abbauen könnte.

Die Erfahrungen der letzten Jahre lassen erkennen, daß die Gefahr, mit in den Strudel gerissen zu werden, so

lange besteht, als auf dem europäischen Kontinent die Waffen nicht niedergelegt sind, daß daher die allereinfachste Pflicht der Selbsterhaltung zu unverminderter militärischer Bereitschaft zwingt.

Zu dieser einen trifft eine neue Notwendigkeit, die für die Zukunft unseres Landes entscheidend werden kann.

Gerade in den letzten Wochen steigen dunkle Wolken auf am Himmel unserer politischen Einigkeit und Verbundenheit. Ausländische Einflüsse versuchen immer eindringlicher, sich in unsere rein eigenen Angelegenheiten zu mischen. Beunruhigend ist dabei, daß sich im öffentlichen Leben einflußreiche Männer bereit finden, diesen Einflüssen Tür und Tor zu öffnen. Das Ende davon müßte eine völlige politische und wirtschaftliche Abhängigkeit und damit ein Verzicht auf unsere nationale Selbstständigkeit sein.

Ihr seid in Eurer Rekrutenschule zu Soldaten, d. h. zur Pflichterfüllung um ihrer selbst willen erzogen worden. All unsere Hingabe galt dabei und wird immer der Heimat gelten. Dem weißen Kreuz im roten Feld als dem Symbol unserer Heimat werden wir den Fahneeid als Soldaten leisten.

Seien wir dabei eingedenkt, daß wir auch im Bürgerkleid Soldaten sind, daß wir auch als Bürger der Fahne Treue halten müssen. Erst wenn unsere Heimat als Lebensraum aller Eidgenossen in seinen Grundmauern felsenfest, in seinem Gebäck allen Stürmen zum Trotz festgefügzt ist, dann hat der einzelne Gewähr für seine Eigenexistenz.

\*

Seien wir daher auch im Bürgerkleid Soldaten; seien wir stolz darauf, trotz allen ideellen und materiellen Sorgen in erster Linie dem gemeinsamen Vaterlande dienen zu dürfen, ob die persönlichen Ansichten dabei ein wenig grün angehaucht, rot geföhnt oder eher ultramontan gefärbt seien, ist belanglos, solange das weiße Kreuz im roten Feld darüber flattert und alle die persönlichen Ansichten vereint im Gedanken:

«Das Höchste aber bist Du, Heimat!»

### Feuer um die Ajoie

Wütend und ungebärdig zerrt der Sturm an der einsamen Baracke. Das düftige Kerzenlicht droht dauernd zu erlöschen. Der kranke Ofen, dessen müder Schein einem entzündeten Auge verzweifelt ähnlich sieht, erfüllt das Innere kaum mit Wärme, wohl aber mit

beißendem Rauch. Böenartig prasselt der Regen auf das Dach, an die Fensterscheiben und aus allen Ritzen und Spalten tropft das Wasser. Nichts aber vermag die zwölf Schläfer zu erschüttern, die da in ihre Wolldecken gehüllt auf dem Stroh liegen und der be-

vorstehenden Ablösung entgegen schnarchen. Auf dem wackeligen Stuhl, nahe beim schnaufenden Ofen, sitzt der Wachkommandant. Sein eifriges Bemühen gilt einem Briefe an seine Frau . . .

Tiefschwarz ist die Nacht. Im nahen

Grenzwald lärmst und heult der Sturm. Peitschend fährt er in das dichte Geäste und tief beugen sich die Wipfel vor seiner Gewalt. Die beiden Soldaten, in Kaput und Zelt gehüllt, stapfen hin und her und verfluchen die alles durchdringende Nässe. Vier Stunden ohne Unterbruch haben sie hier an der Grenze zu stehen — so will es der Wachtbefehl. Ihre Sinne aber sind geschrägt und ihre Augen suchen die Finsternis zu durchdringen und ihr Gehör trachtet das Toben des Sturmes zu meistern. Sie wissen aus Erfahrung: Sturmwetter — Flüchtlingswetter und die Schmuggler lieben das Dunkel der Nacht. Ja, der Grenzwald ist voller Geheimnisse und man faßt den Karabiner fester und die kühle Maschinengewehr...

\*

Da schau! Westwärts, gegen Montbéliard, hat es grell aufgeblitzt. Schon wieder und wieder. Dumpf rollt der Donner herüber. Leise nur, aber doch deutlich vernehmbar. Ob der Krieg doch nicht einschlafen will, hier an der Burgunderpforte? Man weiß es nicht, ebensowenig wie die Flüchtlinge, die Schmuggler oder die deutschen Grenzsoldaten. — Der Regen hat nachgelassen, dafür fängt es jetzt an zu schneien. Zumdest wird jetzt die Dunkelheit weichen. Wieder donnert es gegen Westen; man wird es dem Wachkommandanten melden müssen. Vom Wald her ist Geräusch vernehmbar. Schritte stapfen durch den Matsch. Die Hand greift sichernd nach der Waffe und fühlt kontrollierend die Lampe. Ach so, die Ablösung!

Flüchtlinge sind wieder hinübergekommen. Hetzende Angst in den Augen und nahezu erschöpft von Anstrengung und Furcht. Doch nun sind sie bei uns und bevor sie zum Grenzer geführt werden, können sie sich an unserem heißen Frühstückskakao erläutern und ihre armseligen, dünnen Kleider am Ofen wärmen. Dankbar schauen sie unseren Männer in die Augen und diese, ergriffen vor solchem Elend, stochern in ihren Pfeifen herum oder räumen ihre verborgenen Schätze an Schokolade, Keks und Kuchen her vor und verteilen sie sorgsam unseren «Gästen». Draufan aber ist der Winter eingekehrt und die Schneeflocken treiben ihr lustiges Spiel. Jetzt würde man die Spuren sehen...

Eine deutsche Grenzpatrouille stapt heran. Vom Kopf bis zum Fuß in getarnten Zeltstoff eingehüllt — nur der Totenkopf ob der Stirne lugt hervor. Die Männer tragen ihre Maschinengewehre umgehängt und der Hund schnappt fröhlich nach den herabzuhängenden Schneeflocken. «Tach Kamerad!» tönt's herüber und die sieben Männer bleiben erwartungsvoll stehen.

Unsere Posten grüßen zurück und in der nächsten Minute glühen ennet dem Stacheldraht sieben aromatische Schweizer Zigaretten. Das sind die internationalen Freundlichkeiten, wie sie unter Soldaten üblich sind. Ein kurzer Plausch wird losgelassen, man fragt nach dem Krieg und nach den neuesten Nachrichten. — Von Westen her grollt's hin und wieder und im Dörfchen nebenan knallt ein Schuß...

Ein Viertel nach zehn begann das Trommelfeuer. Mit ungeheurer Gewalt dröhnt und wuchtet die Artillerie ennet dem Hügelzug. Das Knallen der Abschüsse vermischte sich mit dem Dröhnen der Einschläge zu einer sinnverwirrenden Musik, die sich in unsere Trommelfelle fräßt, die ununterbrochen die Fensterscheiben, Tische und Stühle, die Helme und das Eßzeug zum Erzittern bringt. Trommelfeuer — entsetzliches Inferno, als ob tausend Teufel einen blindwütigen Tanz auf einer Bühne aus Wellblech aufführen würden (so sprach Christen, unser behäbiger Gefreiter). Ohne Pause, ohne Ruhe trommeln die Geschütze, krachen die Minenwerfer, bellen die kleinen Kaliber. Also doch: der Krieg ist nicht eingeschlafen...

Nacht legt sich über Dörfer und Wälder; doch das Feuer gibt keine Ruhe. Der Horizont wird zum zucken den Flammenmeer, aus dem ununterbrochen die Feuerbündel der Explosionen wirbeln. Brandröhre steigt hoch und bleibt stundenlang in den Wolken haffen. Leuchtspurgeschosse sausen kreuz und quer, bald rot, bald gelb. Das Dröhnen und Wuchten ist härter und heftiger geworden. Fernkampfgeschütze greifen ein und schicken ihre schweren Granaten in unmittelbare Grenznähe, wo sie mit gewaltigem Krachen einschlagen. Wahnwitzig dieses Feuer, diese Farben. Unsere Männer stehen vor der Baracke und schauen dieser entfesselten Hölle zu. Nicht manches Wort wird gesprochen. Man weiß, der Krieg ist erwacht und es wird hart auf hart gehen. Gott sei Dank, daß wir hier stehen dürfen und nicht drei Meter mehr — ennet dem Hag...

\*

Der Feuersturm geht weiter. Die Abschüsse folgen sich mit atemraubender Schnelligkeit und zwischenhinein hört man das trockene und monotone Ticken der Maschinengewehre. Sie haben angegriffen. Die Grenzwacht hat erhöhte Alarmbereitschaft. Man ist sich des Ernstes der Stunde bewußt. Schweizerflaggen werden längs der Grenze angebracht und die Ronden verdoppelt. Die Deutschen sind stumm und weisen nach Westen. Gerüchte kommen über die Grenze. Die Zahl der Flüchtlinge wird größer und da und

dort wird auch ein Deserteur aufgegriffen. Näher und näher kommt die Schlacht; man kann ihre Entwicklung von Stunde zu Stunde verfolgen.

Im halbzerstörten Bahnhof Delle wird fieberhaft gearbeitet. Ein Tankgraben muß unbedingt noch fertig erstellt werden. Ununterbrochen schlägt nun Fernfeuer im Raume Delle—Morvillars—Grandvillars ein. Ein strahlend schöner Morgen ist angebrochen und schon sind die Flieger da. Einzelne und geschwaderweise tummeln sie sich in der klaren Luft, stechen da und dort herunter und nicht selten wächst unmittelbar nachher ein riesiger schwarzer Rauchpilz in die Höhe, während ein mächtiges Krachen die Häuser zum Erzittern bringt. Das Tacken der Automaten wird immer hörbarer und lauter und das Ohr vermeint auch das Scheppern der Panzerkampfwagen zu vernehmen.

Urplötzlich waren sie da. Am westlichen Rande von Delle wird scharf gekämpft. Mg.- und Karabinerschüsse peitschen. Tanks fahren im Gelände herum und schießen Salven aus ihren Geschütztürmen heraus. Soldaten fallen, Einschläge krachen, Menschen schreien. Der Krieg tob't an der Grenze unseres Landes. Wieder stehen die Soldaten am Stacheldraht und schauen hinüber. Nicht aus Sensationslust, sondern weil es ihre Pflicht ist, hier Wache zu stehen und dafür zu sorgen, daß die alles versengende Flamme des Krieges nicht hinübergreife in unser friedliches Land. Fremde Soldaten werden versprengt, abgetrieben und kommen zu uns. Man nimmt sie auf, läßt sich von ihnen erzählen. Oft genug sind sie erschöpft bis zur Bewußtlosigkeit. Unter älteren Männern von 45 bis 50 Jahren hat es sechzehn- und siebzehnjährige Buben. Dieser verdammt Krieg...

\*

Der Kampf um Delle ist zu Ende. Zwar sind noch da und dort Widerstandsheide. Und da und dort wurden Formationen deutscher Soldaten eingeschlossen, die sich zum Teil verbissen wehren. Minenwerfer- und Geschützfeuer wuchtet nun auf sie nieder. Immer noch kommen Versprengte herüber, Offiziere und Mannschaften. Delle aber freut sich der lange ersehnten Befreiung. Zivilisten und französische Soldaten kommen an die Grenze und heischen Zigaretten und Tabak. Die Trikolore wird hochgezogen und des Jubels ist kein Ende. Schwere Artillerie ist aufgefahren und schießt nach Osten, gegen den Rhein. Von Belfort her klingt noch ungestüm der Kampflärm. Der Krieg geht weiter und wir Schweizer Soldaten durften seinen heißen Atem spüren. Wir werden es nie vergessen...  
Wm. H.